

JÁNOS SZABÓ

(Budapest)

ROBERT WALSER

Für R. Gy., A. und J. H

Auf dem Titelfoto des Pro Helvetia-Dossiers »Robert Walser«¹ sieht man eine idyllische Schweizer Landschaft, auf beiden Seiten Wälder und ordentlich eingezäunte Weiden, in der Mitte eine Straße in auffallend gutem Zustand, wie sauber gefegt. Im Vordergrund rechts steht ein etwa 60 jähriger Herr mit angegrauter Schläfe, im Anzug, mit Hut und Schirm. Ein Großvater, der eine Sonntagswanderung mit der Familie macht und von den Enkeln fotografiert wird, könnte man meinen. Das Bild strahlt Ruhe und Geborgenheit aus.

Oder doch nicht? Der Schatten des Mannes ist bedrohlich kurz, der Anzug bei genauem Besehen etwas geknittert, die Krawatte sitzt falsch, der oberste Westenknopf ist nicht zugeknöpft. Und der Mundwinkel des Mannes gibt auch Anlaß zu der Annahme, hier stimmt vielleicht doch nicht alles ganz. Und so ist es auch. Das von seinem Vormund angefertigte Bild stellt nämlich einen Insassen der Nervenheilanstalt Herisau dar, einen Mann, der nie familiär gebunden war (keine Spur von fotografierenden Enkeln also). Er steht selbst bei dem offensichtlich etwas kühlen Wetter ohne Mantel da, denn er haßt Überzieher; mit einem Schirm, auf den er nie verzichtet, der verjage doch den Regen; und der letzte Westenknopf ist absichtlich nicht zugeknöpft. »Nein, er muß offen bleiben!«² sagt er, wenn er darauf angesprochen wird.

Als das Bild entstand, schrieb der Mann nicht mehr. Er hatte aber bereits - ob er es zu dem Zeitpunkt zugeben wollte oder nicht - ein beachtliches Lebenswerk hinter sich. Heute gilt Robert Walser als die wohl wichtigste Vaterfigur der Schweizer Gegenwartsliteratur, man zählt ihn allgemein zu den bedeutendsten deutschsprachigen Autoren unseres Jahrhunderts. Nur in Ungarn ist er völlig unbekannt.³

Eine in dritter Person Singular verfaßte Autobiographie Walsers aus dem Jahre 1920 fängt mit dem Satz an: »Walser kam am 15. April 1878 in Biel im Kanton Bern als zweitletztes von acht Kindern zur Welt, besuchte bis zum vierzehnten Altersjahre die Schule und erlernte hierauf das Bankfach, reiste siebzehnjährig fort, lebte in Basel, wo er bei Von Speyer & Co. tätig war, und in Stuttgart, wo er Stellung bei der "Union", Deutsche Verlagsanstalt, fand.«⁴

Sein Vater war Buchbinder und Kaufmann, ein Mann von robuster Statur; seine Mutter, eine Schmiedstochter, litt an Depressionen und starb in geistiger Umnachtung. Sein Bruder Karl wurde ein erfolgreicher Maler, Bühnenbildner und Buchillustrator, ein anderer Bruder Geographieprofessor in Bern. Ein besonders vertrautes, enges Verhältnis hatte Robert Walser zu seiner Schwester Lisa. Er fragte sie: »Wollen wir uns zu einer Herrschaft begeben, für unser ganzes Leben, Du als Hausmädchen, ich als Hund? Ich wenigstens träume immer von so etwas.« (PH 11)

Robert Walser ergriff nach der Banklehre eine Tätigkeit als Bank- und Büroangestellter: etwas, was nicht seinem Habitus entsprach, was er aber ohne arrogante Revolte, mit Fassung duldete. Allerdings blieb er nicht lange an einem Ort, der Ausbildungszeit und den ersten Arbeitsstellen folgten unstete Wanderjahre. Dann lebte er acht Jahre in Zürich, wo er meist schlecht bezahlten Jobs nachging, zum Beispiel als Kommis, Diener bei einer vornehmen Dame, Angestellter in einer Nähmaschinenfabrik und Assistent bei einem Erfinder.

Am Anfang seiner Publikationstätigkeit stehen Gedichte, die am 8. Mai 1898 bei Joseph Victor Widmann, dem aus Österreich stammenden Kritiker, Freund Spittlers und Förderer einer Anzahl talentierter junger Männer im Berner »Bund« erscheinen. Das erste selbständige Buch Walsers kommt unter dem Titel »Fritz Kochers Aufsätze« 1904 beim Insel-Verlag Leipzig heraus. Es sind, wie der Titel andeutet, Schulaufsätze, die, mit Anklängen an den literarischen Jugendstil, den Eindruck vermitteln, daß ihr Verfasser - einem Vorzugsschüler ähnlich - über jedes Thema in gleicher Länge und gleich elegant schreiben könnte, so etwa, wie über die »Höflichkeit«: »Nichts wäre langweiliger, als wenn man nicht höflich zueinander wäre. Die Höflichkeit ist für gesittete Menschen ein Vergnügen, und am Grad und an der Art seiner Höflichkeit erkennt man das Wesen eines Menschen wie von einem Spiegel zurückgeworfen. Wie schrecklich wäre es, wenn die Menschen aneinander vorbeigingen, ohne sich zu grüßen, oder wenn man den Hut nicht abzunehmen brauchte beim Eintritt in eine Stube, oder wenn man Eltern

und Lehrern den Rücken kehren dürfte, wenn sie zu einem sprechen. Es wäre wahrscheinlich nicht zum Aushalten.« (SW 1, 20)

Die Zeit 1906-1912 gilt in der Walser-Forschung als die Berliner Periode des Dichters. In seinem oben zitierten Lebenslauf liest man dazu: »Mit wenigen Mitteln reiste er jetzt ins Deutsche, und einige meinen, er wäre gräflicher Bedienter gewesen. Indessen steht bloß fest, daß er Sekretär der Berliner Sezession war, zwar nicht lange, weil sich's herausstellte, er eigne sich besser zum Schreiben und Erleben von Romanen. Er schrieb deren drei, (...) verfaßte zahlreiche kleinere oder größere Studien, Skizzen, Geschichten, lebte dermaßen zirka sieben Jahre in Berlin, reiste hierauf heim und ließ sich in Biel nieder«. (SW 20, 434)

Das wichtigste Motiv des Aufbruchs nach Berlin war die Flucht aus der Enge der Schweiz. Erfüllt von großen Hoffnungen, erklärt Walser 1905: »Eine Stadt, wo der rauhe, böse Lebenskampf regiert, habe ich nötig. Eine solche Stadt wird mir guttun, wird mich beleben. Eine solche Stadt wird mir zum Bewußtsein bringen, daß ich vielleicht nicht gänzlich ohne gute Eigenschaften bin. In Berlin werde ich in kürzerer und längerer Zeit zu meinem wahrhaften Vergnügen erfahren, was die Welt von mir will und was ich meinerseits von ihr zu wollen habe.«⁵

Die Berliner Jahre bilden die bewegteste, produktivste Zeit in Walsers Leben. Er ist Mitarbeiter so angesehener Zeitschriften wie »Die neue Rundschau«, »Die Schaubühne«, »Die Zukunft«, schreibt die Romane »Geschwister Tanner« (1907, in nur sechs Wochen niedergeschrieben), »Der Gehülfe« (1908) und »Jakob von Gunten« (1909), sowie wahrscheinlich drei weitere, die nicht erhalten geblieben sind. Gemeinsam an den drei publizierten Romanen ist der starke autobiographische Zug: im ersten steht die Familie im Mittelpunkt, im zweiten die Zeit bei dem Erfinder Tobler, im dritten werden die Erlebnisse in der Dienerschule beschrieben (die Walser, trotz Dementi im obigen Zitat, tatsächlich besuchte). In den zwanziger Jahren schreibt er noch einen Roman, der dann erst 1972 erscheint, er trägt den Titel »Der Räuber«.

Es entstehen in der Berliner Zeit außer den Romanen zahlreiche kurze Prosastücke, von denen noch die Rede sein wird, sowie Lyrik, die unter dem unscheinbaren Titel »Gedichte« 1909 beim Verlag von Bruno Cassirer veröffentlicht wird.

Lyrische Arbeiten schreibt Walser vom Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn an bis zu seinem Verstummen. Obwohl diese lediglich einen Band in der zwanzigbändigen Werkausgabe füllen, quantitativ also eher bescheiden zu nennen sind, bilden sie einen wesentlichen Teil im Schaffen von Robert Walser - und überhaupt in der deutschsprachigen Lyrik des 20. Jahrhunderts. An einem einzigen, relativ späten, im Februar 1930 im »Prager Tagblatt« erschienenen Gedicht seien kurz die Charakteristika der Walserschen Lyrik aufgezeigt.⁶

Schnee (IV)

Die Wälder scheinen jetzt zu schlafen,
ähnlich den Lämmern und den Schafen.
Auch ich bin wie mit Schnee bedeckt,
als hätt' ich mich vor mir versteckt.
Schnee liegt vergnügt auf allen Dächern
wie längst vergessne Brief' in Fächern,
und in Schubladen ist es dunkel,
und im Konzert gibt's ein Gefunkel
von Tönen, und in Sälen blitzen
die Kerzen, und ob guten Witzen
wird dann und wann hell aufgelacht.
Was ist der Schnee für eine Pracht!
Die Landschaft scheint nun wie gemacht,
dem Kind als Bettelein zu dienen,
Dichter dichten fleißig wie Bienen.
In Räumen sausen die Maschinen,
wo nicht getändelt werden kann.
Jünglinge, Mädchen, Frau und Mann ,
welchen Zielen geht ihr entgegen?
Schnee liegt nun auf den vielen Wegen.
Welch eine schöne Zeit ist das!
In feinen Spitzen ragt das Gras
im Acker aus dem Schnee hervor.
Wo er hinfällt, da bleibt er liegen,
bewegt sich nicht, läßt sich nicht biegen.
(SW 13,107)

Der Schnee gilt als Lieblingsmotiv in der Dichtung Walser, er evoziert bei ihm automatisch - der Haltung des Musterschülers entsprechend - Entzücken. Das geschieht auch hier, man kann sich fast die Schulsituation vorstellen mit einer Lehrerin, die »Schaut hinaus, liebe Kinder, es ist wieder Schnee gefallen, also schreiben wir einen Aufsatz darüber; du, Walser, du kannst gleich Verse daraus machen« sagt. Entsprechend hilflos ist der Anfang des Gedichts mit einem hoffnungslosen ersten Zeilenpaar, das Wort »ähnlich« macht es besonders krampfhaft. Unsinnig erscheint dem Leser auch das Wort »scheinen«. Entweder schlafen die Wälder oder nicht, was soll diese Unsicherheit? Es bleibt nicht lange beim einleitenden Naturbild, es folgt (wie im Volkslied) rasch der Übergang zum Ich - der Schnee, der eingangs begeistert gefeiert wurde, interessiert das lyrische Ich also anscheinend doch nicht so sehr.

Beim eigenen Ich will oder kann sich das lyrische Subjekt, das auch hier mit Vorliebe die Partikeln »wie« und »als« einsetzt, allerdings nicht lange aufhalten, es kehrt wieder zur Natur zurück und produziert erneut Entzücken, Freude, sogar der Schnee liege, behauptet er, vergnügt auf den Dächern. In der folgenden Zeile führt eine Metapher aber schon wieder weg von dem Naturbild. Die längst vergessenen Briefe, von denen gleich auf die Dunkelheit assoziiert wird, erzeugen im Nu eine etwas düstere Stimmung, die nur durch das Lob der feinen Gesellschaft gemildert werden kann. Man ist ja schließlich vergnügt. Es wird also eine Kette von Assoziationen aneinandergereiht, von Konzert, Gefunkel, Kerzen und Witzen ist da die Rede, der Winter sei ja schließlich ist die größte Ballsaison.

Aber die Rückkehr zu dem Schnee, dem eigentlichen Thema, lässt sich nicht aufschieben, er sei, wird erneut betont, eine Pracht, was diesmal sogar durch ein Ausrufezeichen hervorgehoben werden soll. Zu »Pracht« fällt dem Autor, der bisher mit Paarreimen gearbeitet hat, noch ein Reim ein, auf den er offenbar nicht verzichten will: »gemacht«. Durch das erneute Hervorholen von »scheinen« kommt wieder Unsicherheit in den Text, und das Kind (vermutlich das Jesulein) führt zu der menschlichen Gesellschaft zurück. Vom »Dienen« assoziiert Walser irgendwie - aufgrund des eigenen Lebensweges nicht unerklärlicherweise - auf »Dichter«, und von den bienenfleißigen Dichtern kommt er gleich, mit demselben Reim, in die Fabriksphäre, wo ja freilich auch ernsthaft gearbeitet wird. Der Wechsel zum allgemein Menschlichen folgt aus diesem Gedankengang wie natürlich.

Doch da kommt beim Autor anscheinend wieder die Erkenntnis, er wollte ja ursprünglich über den Schnee schreiben. Also kehrt er erneut zurück zur Natur. Ein neuer Freudenruf folgt: »Welch eine schöne Zeit ist das!« Nun kommt etwas, was

nicht in den Schulaufsatz paßt, eine feine, poetische Beobachtung über das Gras, das aus dem Schnee in feinen Spitzen hervorragt, ein Bild, vor dem der Autor so sehr erschrickt, daß er den Text abrupt abbricht, es antwortet nicht einmal mehr ein Reim auf »hervor«, der Schulaufsatz wird - wie in Panik - mit einem Gemeinplatz abgeschlossen: »Wo er hinfällt, da bleibt er liegen, / bewegt sich nicht, läßt sich nicht biegen.« Natürlich läßt sich der Schnee nicht biegen. Wohl aber der Mensch, zu dem das Gedicht immer wieder hartnäckig zurückgekehrt ist. Um ihn geht es, er interessiert den Autor, nicht der Schnee. Der liefert nur den Vorwand, den Vergleich: Es wird über den schwachen, ausgelieferten Menschen nachgedacht, der in so großem Kontrast steht zum Schnee; der eher hingeworfene Gedanke »Glichest doch du ihm nur« in einem um zwei Jahre früheren, ebenfalls dieser Naturerscheinung gewidmeten Gedicht (Der Schnee, SW 13, 103) wird hier in aller Deutlichkeit entfaltet.

Walser, dessen wichtigster Förderer in Berlin der Verleger Bruno Cassirer war, wohnte in der Stadt an der Spree beim Bruder Karl und kam durch seine Vermittlung mit zahlreichen Gestalten der Berliner Künstlerwelt und der Boheme in Kontakt, schloß Bekanntschaften mit Max Liebermann, Max Slevogt, Gerhart Hauptmann - und mit Christian Morgenstern, der zu der Zeit gerade Lektor bei Cassirer war und Walser in einem Brief an seinen Chef mit den treffenden Worten charakterisierte: »Dieser Mann wird sein ganzes Leben lang so weiter reden, und er wird immer schöner und schöner und immer bedeutender und bedeutender reden, seine Bücher werden ein eigentümlicher und wunderbarer Spiegel des Lebens werden, des Lebens, das er, heute mehr fast eine Pflanze noch als ein Mensch, durchwächst und durchwachsen wird.« (PH30)

Sogar Franz Kafka, dessen vorzüglicher literarischer Geschmack heute allgemein bekannt ist, mochte Walser, mit dem er von Prag aus allerdings keinen persönlichen Umgang hatte. Max Brod berichtet: »Manchmal kam er (Kafka) unerwartet in meine Wohnung gestürzt, nur weil er etwas Neues, Großartiges gefunden hatte. So ging es mit Walsers Roman-Tagebuch "Jakob von Gunten", so mit kleineren Prosastücken Walsers, den er ungemein liebte. Ich erinnere mich, wie er Walsers Skizze "Gebirgshallen" mit ungeheurer Lustigkeit, entzückt, ja geradezu saftig vortrug. Ich war allein mit ihm, aber er las wie vor einem Publikum von Hunderten. Er unterbrach manchmal: "Jetzt aber höre mal, was nun kommt." Eine besondere Redewendung kostete er aus, es machte ihm Freude, sie oft zu wiederholen.«⁷

Eine Weile wurden Kafkas anerkennende Äußerungen über Walser in der Fachliteratur fast obligatorisch zitiert, wie wenn dieser die literarische Bestätigung durch den großen Kollegen nötig gehabt hätte; heute wird den Äußerungen kein übergroßes Gewicht zugemessen, Walser ist auch ohne sie bedeutend genug.⁸

Die Frage »was die Welt von mir will«, in der die literarische Absichtserklärung vom Anfang der Berliner Jahre gipfelte, konnte einige Jahre später nur mit einem nüchternen, »Nichts« beantwortet werden. Walser hatte in der deutschen Hauptstadt keinen äußeren Erfolg, seine zu eigenwilligen, zu persönlichen Romane und die anderen Texte blieben letztlich ohne Widerhall, sogar Cassirer wandte sich von ihm ab und gab ihm keinen Vorschuß mehr. Verbittert kehrte Walser 1913 in »die Schweiz zurück, die viele um der schönen / Berg' willeri lieben, um hier unverdrossen / fernerhin dichterisch bemüht zu bleiben.« (Der fünfzigste Geburtstag, SW13, 219)

Die Bieler Zeit 1913-1921 gilt trotz der unverändert drückenden wirtschaftlichen Sorgen als die glücklichste in seinem Leben. Das innige Verhältnis zu der in der Nähe lebenden Schwester Lisa, die übrigens auch unverheiratet blieb, wurde wiederhergestellt, der Rückzug aus der hektischen Großstadt übte eine gütige Wirkung auf Walser aus. Ohne Besitz (er hatte nicht einmal Bücher) war es ihm nicht schwer, von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle zu ziehen und in der Natur zu vagabundieren, zu wandern, zu beobachten und alles zu beschreiben. Es war ihm bewußt, daß er nach bürgerlichen Maßstäben als ein Müßiggänger galt, spöttelte auch oh über sich, ließ sich jedoch in keinerlei Weise von der Lebens- und Schaffensweise abbringen. Statt dessen experimentierte er mit dem eigenen Leben, was ihm zwar große Entdeckerfreuden brachte, aber auch nicht wenige Gefahren in sich barg.

Gattungsmäßig dominierte in den acht Bieler Jahren nebst einigen größeren Studien das Prosastück, oder wie das Wort oft mit der Schweizer Diminutivpartikel gebraucht wird, das »Prosastückli«⁹. Was ist diese »Nicht-Gattung«¹⁰, mit der die präskriptive, regelbesessene Literaturwissenschaft so gut wie nichts anfangen kann? Sie ist eine Erfindung Walsers, er kombiniert, variiert und gelegentlich parodiert bloß meist außerliterarische Modelle: den bereits erwähnten. Schulaufsatz, den Zeitungsartikel, das Feuilleton (das selbst sehr variantenreich ist), den Essay, die Tagebuchnotiz, die Predigt, den dramatischen Monolog, die Szene, den Reklametext, das Gedicht in Prosa und so weiter. Seine Lieblingsmethode ist dabei Abschweifen, Vermischen der Sphären, Untertauchen, er gibt sich unberechenbar, skurril und spontan. Von der zeitüblichen freien Assoziation wird hier in einer

eigenartig disziplinierten schweizerischen Art und Weise Gebrauch gemacht: Walser schockiert seine Leser - nach so vielen zeitgenössischen Schriftstellern, die mit der Lautstärke wirken wollen - mit Stille, Understatement und glatten (gelegentlich allzu glatten) Formen.

Besonders auffallend ist die Nähe der »Prosastückli« zur mündlichen Kommunikation. Sie enthalten sowohl in der Grundintention als auch in der dialektisch sukzessiven Form etwas Peripatetisches: ein Satz setzt den vorigen fort und löscht ihn zugleich aus. Somit kommt der Sprache in diesen literarischen Arbeiten eine besondere Rolle zu, sie ist für Walser kein bloßes Medium des Ausdrucks, sondern ein Element, zu dem er sich reflektierend und experimentierend zugleich verhalten kann. Er greift Altes auf und erprobt Neues, genießt Rhythmus und Klang. Der für Walser bezeichnende ständige Blick- und Stilwechsel sucht in der Weltliteratur seinesgleichen.

So wirkt in erster Linie die Gleichzeitigkeit von Sichstellen und Sichverstecken faszinierend auf den Leser, es wird in Walsers Texten viel gesprochen und noch mehr verschwiegen. Dies führt schon zu den Inhalten hinüber: Walsers Prosastücke sind eine ständig mehr oder minder maskierte Selbstdarstellung. Glauben wir, die Maske zu erkennen, so steckt der Autor schon hinter einer anderen Maske, oder (noch unglaublicher) er zeigt sein wahres Gesicht, breitet seine wirklichen schriftstellerischen Nöte aus - aber auch wieder nur für Sekunden. Elias Canetti definiert das Wesen von Walser mit den Worten: »Die Besonderheit Robert Walsers als Dichter besteht darin, daß er seine Motive nie ausspricht. Er ist der verdeckteste aller Dichter. Immer geht es ihm gut, immer ist er von allem entzückt. Aber seine Schwärmerei ist kalt, da sie einen Teil seiner Person ausläßt, und darum ist sie auch unheimlich. Alles wird ihm zu äußerer Natur und das Eigentliche an ihr, das Innerste, die Angst, leugnet er ein ganzes Leben.« (PH 59)

Die Literaturgeschichte kann sich der Frage nicht entziehen, warum Walser so schreibt. Es gibt darauf mehrere gültige, einander ergänzende Antworten. Erstens kann Walser sich von der Krise der Darstellbarkeit der Welt, die in Hofmannsthal's »Chandos-Brief« ihren deutlichsten Ausdruck fand, nicht befreien. Zweiten erlebt er die Zersplitterung der Wirklichkeit auch in der Krise der großen epischen Formen: »Für mich sind die Skizzen, die ich dann und wann hervorbringe, kleinere oder umfangreichere Romankapitel. Der Ruman, woran ich weiter und weiter schreibe, bleibt immer derselbe und dürfte als ein mannigfaltig

zerschnittenes und zertrenntes IchBuch bezeichnet werden können.« (Eine Art Erzählung, SW20, 322)

In der Fachliteratur wird ferner häufig auf Walsers Affinität zum Schauspielerischen und auf seine Theatersehnsucht hingewiesen, denen die Prosastücke ebenfalls optimal entsprechen. Als eine Art private Stenographie, als die Aufzeichnung von existentiellen Diagnosen, von typischen, wiederkehrenden Erfahrungen, von Lebensexperimenten, als die Fixierung schwebender individueller Zustände lassen sich diese Arbeiten ebenfalls deuten, und zwar als eine nach außen bestimmte private Stenographie, etwas kokett, etwas theatralisch, an der Schwelle zwischen Autobiographischem und Literarischem. All das korrespondiert auch mit der Haltung des Briefschreibers. Walser hat viele und schöne Briefe geschrieben; vor allem aber trifft man Merkmale des Briefes (Selbstdarstellung, Höflichkeit, Dieneridee etc.) ständig in seiner Prosa an.

In den Prosastücken Walsers lassen sich in den verschiedenen Schaffensperioden diverse Schwerpunkte unterscheiden. Das Frühwerk ist von lyrischen Zeichnungen und Märchenphantasien geprägt; in Berlin entstehen Prosastücke (auffallend oft dem Thema Theater gewidmet), die den Romanen nahestehen; in Biel überwiegen Beschreibungen von Wanderungen, Spaziergängen, Erlebnissen, viele der in harmonischer, reiner Sprache verfaßten Arbeiten existieren in mehreren Fassungen; in Bern ist eher eine Literatenstellung für Walsers Prosastücke bezeichnend, oft wird kritisch auf Erscheinungen der Gesellschaft und der Kultur hingewiesen. In der späten Prosa schließlich begegnet man vielen parodistischen, burlesken, absurden Elementen.

1921 siedelte Walser von Biel nach Bern über. Mit untergeordneter Lohnarbeit hielt er sich über Wasser, die Wohnungen wechselte er in sechs Jahren fünfzehnmal. Die Schriftstellerei fiel ihm schwer. Trotzdem erschienen viele seiner Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften, er hatte aber nur noch eine einzige Buchpublikation, die Prosasammlung »Die Rose« 1925 bei Rowohlt in Berlin.

In dieser Zeit vervollkommnete sich Walsers einzigartige Methode für Aufzeichnungen. Er hatte eine sehr schöne, kalligraphische Schrift und schrieb mit der Feder vieles sofort ins Reine. Nun zwang er sich mit dem Bleistift und mit der Minimalisierung der Schrift zum langsameren Arbeiten und zu häufigeren Korrekturen. Die Nachwelt hielt die »Mikrogramme« anfangs für eine selbsterfundene, nicht entzifferbare Geheimschrift« (PH 95). Man konnte die

Aufzeichnungen (zumal sie auf schlechtes Papier geschrieben wurden) tatsächlich lange nicht lesen, und auch als man im Prinzip schon soweit war, ging es lediglich bei gutem Licht und durch Heranziehen des fünffache Vergrößerung gewährleistenden Fadenzählers, eines optischen Instruments aus der Textilbranche. Wörter wie »Einst« und »Nicht« sind allerdings auch so nur aus dem Kontext zu unterscheiden. Die Mikrogramme, die aus Walsers Nachlaß mittlerweile veröffentlicht wurden, erfüllten die großen Erwartungen auf geheimgehaltene Spitzenleistungen allerdings nicht, sie verändern das Walser-Bild der Forschung nicht wesentlich.

Zunehmende gesellschaftliche Isolation und soziale Entfremdung führen in der Berner Zeit zu Identitätsstörungen, Angst und Halluzination peinigen ihn. Er trinkt zu viel. Für seinen Seelenzustand sind erneut innere Unzufriedenheit, Sehnsucht nach der Großstadt und allgemein nach Größe charakteristisch. In einem Brief schreibt er 1927: »Ich würde jetzt draußen in einer reichsdeutschen Kleinstadt, gleichviel, wo sie liegt, eine "Rolle" spielen können, denn meine Prosastücke sind in ganz Deutschland, Österreich bis nach Ungarn hinein herumgekommen.«¹¹

Gegen Ende Januar 1929 alarmieren die Vermieterinnen Walsers (zwei ältere Fräulein, bei denen er schon mehr als anderthalb Jahre lebt) die Schwester des Dichters, er sei in seinem Verhalten in der letzten Zeit auffällig geworden, so daß sie sich vor ihm fürchteten, zumal er einer jeden von ihnen einen »unsinnigen« Heiratsantrag gemacht und ihn wieder zurückgezogen habe. Robert Walser ist tatsächlich deprimiert, hat Angstzustände, hört Stimmen, die ihn verspotteten, und leidet unter Schlaflosigkeit. Lisa bringt ihn zu dem Psychiater Dr. Walter Morgenthaler, der noch am selben Tag, dem 24. Januar 1929, seine Einweisung in die Nervenheilanstalt Waldau bei Bern verfügt. Am nächsten Tag wird Walser von seiner Schwester dorthin gebracht, »um sich beraten zu lassen«. Vor dem Eingangstor fragt er sie noch: »Tun wir auch das Richtige?« »Ihr Schweigen«, erzählt er den Vorfall später, »sagte mir genug. Was blieb mir übrig, als einzutreten.« (PH 109) In der Waldau wird gleich definitiv diagnostiziert, Walser habe Schizophrenie und sei in der Anstalt zu behalten.

Die Art und Weise, wie da mit einem Menschen umgegangen wird, ist für den heutigen Beobachter fast unvorstellbar. Im »Ärztlichen Bericht« Morgenthalers wird auf die Belastung in der Familie hingewiesen, dann heißt es, Walser habe »Krankheitseinsicht, klagte über die Unmöglichkeit arbeiten zu können, über zeitweise Angst usw. Auf Fragen nach Lebensüberdruß antwortet er ausweichend.

Er möchte sich wohl helfen lassen, möchte aber nicht in eine Anstalt, sondern zur Schwester nach Bellelay. Da dies aus äußeren Gründen nicht angezeigt war (...) wird er an die Waldau gewiesen.«¹² Es fällt bei der Lektüre des ganzen Dokuments selbst dem medizinischen Laien auf, daß das, was Lisa dem Arzt sagt, und was Robert auf offenbar suggestive Fragen bestätigt, nicht identisch sind. Handelt es sich nicht eher um eine Depression? Welche Rolle spielt in Walsers Beschwerden die Alkoholabhängigkeit? Was sind »äußere Gründe«? Rücksichtnahme und Gefälligkeit gegenüber der Familie, die der Arzt kannte?

Schon zwei Wochen nach dem Eintritt in die Waldau schreibt Walser an die Schwester: »Angstzustände habe ich hier in der Anstalt keine, was ich sehr gut zu begreifen vermag, denn hier schriftstellere ich vorläufig nicht mehr und neige jetzt zur Annahme, daß die Angst (...) aus einer Schaffenskrise und aus dem kontinuierlichen Mitmir-Alleinsein stammte«. (PH 110) Einen Monat nach seiner Einlieferung bittet er den Arzt, möglichst bald die Anstalt verlassen zu dürfen, und zwar - sehr plausibel - »aus ökonomischen Gründen. Er müsse etwas verdienen. Hier habe er Angst, verwöhnt zu werden, weil er es so schön habe. Er sollte seine Arbeit, die Schriftstellerei, wieder aufnehmen. Hier, meint er, werde er nicht arbeiten können. Er müsse frei sein, draußen sein.«¹³ Der Bitte wird nicht stattgegeben.

In der Anstalt hatte man keinerlei Probleme mit ihm. Den anfänglichen passiven Widerstand gab er nach einiger Zeit auf und akzeptierte die Anstalt als neue Lebensumgebung. Er fügte sich in den dortigen Alitag, spielte - meist allein - Billard, manchmal Schach und las eine Menge: Molière, Rousseau, Tolstoi, Gottfried Keller, C. F. Meyer. Er schrieb nach einer Weile sogar wieder, völlig normale Texte, die keinem Psychiater etwas von einer Krankheit verraten. (Das oben zitierte Gedicht »Schnee IV« schickte er zum Beispiel schon aus der Anstalt nach Prag.)

Im Frühsommer 1933 ändert sich plötzlich die Situation. Es kommt ein neuer Direktor in die Waldau, der die Klinik als Station für akute Fälle, also nicht als Pflegeheim für Dauerpatienten betrachtet. Walser soll auf einen Bauernhof in Heimpflege gehen, wogegen er energisch protestiert. Dann solle er, sagt der Direktor, eben entlassen werden, ein entsprechender Brief geht gleich an Lisa. Die Walser-Brüder, die die Kosten für Roberts Krankenhausaufenthalt nicht mehr gern aufbringen, würden die Entlassung befürworten, sie halten ihn seit einiger Zeit

ohnehin für einen Simulanten; Lisa fühlt sich der Aufgabe jedoch nicht gewachsen, und schließlich käme der Bruder zu ihr. Das will sie nicht und erreicht, daß ein Platz in der Nervenheilanstalt Herisau für ihn frei wird. »Röbu« (wie sein Kosenamen war) will auf keinen Fall hin. Nur mit physischer Gewalt kann er in den Wagen gezwungen werden, der ihn nach Herisau bringt.

In der dortigen Krankengeschichte wurde Walser, der wenige Tage früher noch als entlassungsfähig galt, als chronisch Schizophrener geführt. Er zog sich nun noch unnahbarer als zuvor in sich zurück und lebte als unauffälliger, geduldiger Insasse ohne Ansprüche, aß, was auf dem Tisch stand, war auf die Sekunde pünktlich und widmete sich verbissen der Beschäftigung, die man ihm von Anfang an auferlegte: Erbsen verlesen, Altpapier und Staniol sortieren, Schnüre drehen, Papiersäcke falzen und den Stubenboden fegen. Nur die Privilegien, die ihm die Anstaltsleitung einräumen wollte, regten ihn auf. Besuch empfing er nur sonntags, an Werktagen habe er schließlich arbeiten müssen. Daß man ihn laut Chefarzt jederzeit besuchen durfte? »Der Chefarzt! Je m'en fiche.¹⁴ Ich kann mich nicht ausschließlich nach den Herren Doktoren richten. Ich muß auch auf die Patienten Rücksicht nehmen. Können Sie denn nicht verstehen, daß ich als Privilegierter vor ihnen eine unzarte Rolle spielen würde?« (S 85)

Von dem Tag der Überlieferung, dem 19. Juni 1933 an schreibt Robert Walser nicht mehr. Er begründet es sehr logisch und zugleich sehr irrational: »Es ist ein Unsinn und eine Roheit, an mich den Anspruch zu stellen, auch in der Anstalt zu schriftstellern. Der einzige Boden, auf dem ein Dichter produzieren kann, ist die Freiheit. Solange diese Bedingung unerfüllt bleibt, weigere ich mich, je wieder zu schreiben. Damit, daß man mir ein Zimmer, Papier und Feder zur Verfügung stellt, ist es noch nicht getan.« (S 18)

»Es sieht so aus,« schreibt Bernhard Echte, einer der besten Kenner des Walser-Lebenswerks, mit Worten, die wohl nicht zufällig an Kafka erinnern, »als habe da jemand das Urteil, das implizit über ihn gesprochen war, jetzt auch noch aus masochistischem Trotz mit einer expliziten, signalhaften Geste an sich selbst vollzogen.« (PH 113)

Besonderes Pech hat Walser mit dem aus Rostock stammenden Anstaltsarzt Dr. Otto Hinrichsen, der selbst in literarischen Dingen dilettiert.¹⁵ Er behandelt Walser mit väterlicher Jovialität, ermuntert ihn zum Schreiben und macht Versuche, mit ihm über literarische Dinge zu reden. Der verweigert es natürlich. Als das Stadttheater St. Gallen Hinrichsens Komödie »Liebesgarten« aufführt, fragt

der Arzt den Patienten: »Ist Ihnen mein Triumph schon zu Ohren gekommen, Walser?« Walser über seine Reaktion: »Ich habe geschwiegen wie meistens in solchen Fällen. Zurückhaltung ist die einzige Waffe, die ich besitze und die mir in meiner geringen Stellung zukommt.« (S 24f)

Hinrichsen spricht sich energisch gegen die wieder auf die Tagesordnung gekommene Entlassung Walsers aus der Anstalt aus und findet dabei eine Verbündete in Lisa. Nach Hinrichsens Tod 1941 hat sich Walsers Zustand bereits so sehr verschlechtert, daß nichts mehr rückgängig zu machen ist. Br will nicht einmal etwas von seiner Vergangenheit wissen. Als der neue Anstaltsarzt Dr. Steiner ihn 1943 darauf aufmerksam machen möchte, daß zu seinem 75. Geburtstag verschiedene Ehrungen in Zeitungen und im Radio erfolgen, winkt er mit den Worten »Das geht mich doch nichts an!« (S 110) barsch ab und geht an die Hausarbeit.

Während des Geburtstages beginnt es zu schneien, was im April nicht sehr häufig vorkommt. »Als Frau Dr. Steiner (die Gattin des Arztes) ihren Kindern erzählte, wie schön Robert Walser über den Winter, den Schnee und die Kälte geschrieben hat, sagten sie, es schneie gewiß deshalb, weil der Herr Walser den Winter so gern habe und heute Geburtstag feire« (S 110), berichtet Carl Seelig, die einzige wirkliche Kontaktperson der letzten Lebensjahre Walsers.

Der langweilige Kritiker und erfolglose Herausgeber Seelig war ob seiner großen Hilfsbereitschaft bekannt, von der nebst vielen Schweizern zahlreiche Exilanten profitierten. Für Joseph Roth trieb er Bücher auf, für Hesse kaufte er Farben und Papier, für Alfred Polgar sammelte er Geld und Thomas Mann half er beim Häuserkauf. 1935 meldete er sich bei Robert Walser und schlug ihm eine Veröffentlichung seiner Werke vor. Daraus wurde zwar nichts, sie kamen aber ins Gespräch. Seelig schickte dem auch ihm gegenüber sehr reservierten Dichter zunächst kleinere Geschenke, Orangen zum Beispiel, dann begannen sie zu korrespondieren. Seelig organisierte eine private Spendensammlung für Walser und rettete ihn damit möglicherweise vor dem Armenhaus, 1937 gab er einige seiner Prosastücke unter dem Titel »Große kleine Welt« heraus. Sein Versuch am Anfang der Beziehung, Robert Walser aus der Anstalt herauszuholen, mußte freilich nicht nur an Hinrichsen und Lisa scheitern - der Betroffene wollte die zweischneidige Freiheit auch nicht mehr so unbedingt. Ab 1944 war dann Seelig Robert Walsers Vormund.

Zwei Jahrzehnte lang kam er immer wieder nach Herisau, um mit Walser drei-viermal im Jahr - als wahre Schweizer bei jedem Wetter und in hohem Tempo - Wanderungen in der näheren und weiteren Umgebung zu unternehmen. An einem solchen Tag machte er das (oder sagen wir es mal schweizerisch: die) eingangs erwähnte Foto von Robert Walser. Seelig machte sich über die Begegnungen und Gespräche stets Notizen, die er später, nach Walsers Tod, zu einem Buch unter dem Titel »Wanderungen mit Robert Walser« verarbeitete. Und es geschah ein Wunder, dem mittelmäßigen Schnftsteller gelang diesmal ein großartiges Buch.

Am 25. Dezember 1956 kam Seelig trotz früherer Absprachen nicht nach Herisau, sein Besuch wurde aufs Neujahr verschoben. Nach dem Festessen, das Walser, wüe ühlich , mit den Mitpatienten verzehrte, ging er also allein wandern. Infolge eines Herzschlags brach er unterwegs zusammen und starb.

Zwei Schulkinder fanden ihn. Im Schnee.

Anmerkungen

- 1 Elsbeth Pulver / Arthur Zimmermann (Hrsg.): Robert Walser. Zürich, Bern 1984. -- Im weiteren als »PH« mit Seitenzahl im Text zitiert.
- 2 Carl Seelig: Wanderungen mit Robert Walser. Leipzig 1989. S. -- Im weiteren als »S« mit Seitenzahl im Text zitiert.
- 3 In der dreibändigen Bibliographie »Német nyelvű irodalmak befogadása Magyarországon 1945-1980. Rezeption der deutschsprachigen Literatur in Ungarn 1945-1980« (Budapest 1989-1991) von Sándor Komáromi, in der Belege zu der Rezeption von Gottfried Keller 5, von Max Frisch 6, von Friedrich Dürrenmatt 14, von Brecht 69, von Kafka 12 Seiten einnehmen, hefindet sich eine einzige Angabe darüber, daß Robert Walser im Band 2 der »Világirodalmi Kisenciklopédia« (Budapest 1976, 496) genannt wird. Da die auffallende Nichtrezeption unmöglich auf Qualitätskriterien zurückgeht, wäre eine entsprechende Untersuchung (soweit man etwas nicht Existentes überhaupt untersuchen kann) gewiß von Nutzen.
- 4 Robert Walser: Sämtliche Werke in Einzelausgaben. Herausgegeben von Jochen Greven. Band 20. Zürich, Frankfurt am Main 1986. 433. -- Im weiteren als »SW« mit Band- und Seitenzahl im Text zitiert.

- 5 Zit. nach: Gunther Pix: Robert Walser. In: Metzlers Autoren Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Stuttgart 1986. 614. -- Bezeichnend für Walser ist der Gegensatz zwischen den Formen »sie (die Stadt) will« und »ich zu wollen habe«.
- 6 Die Analyse des Gedichts folgt dem Gedankengang des Aufsatzes »Verlorene Spur zu einem Gedicht Robert Walsers« von Adolf Muschg, in: Katharina Kerr (Hrsg.): Über Robert Walser 2. Frankfurt am Main 1978. 59-62.
7. Max Brod: Franz Kafkas Glauben und Lehre. München o. J. 142. -- Im Buch »Streithares Leben« (München 19fi0. 393) erzählt Brod, dessen Zuverlässigkeit diesmal wohl kaum in Frage gestellt werden darf, die Geschichte noch ausführlicher. -- Der Text »Gehirgshallen« 174 (SW 3, 42-44), auf den Bezug genommen wird, ist 1908 in der »Schaubühne« unfer dem Titel »Reklame« erschienen.
- 8 Eine kritische Bilanz der Problematik: Karl Pestalozzi: Nachprüfung einer Vorliebe. Franz Kafkas Beziehung zum Werk Robert Walsers. In: Katharina Kerr (Hrsg.): Über Robert Walser 2. 94--114.
- 9 Der Kritiker Max Rychner nannte ihn gar den »Shakespeare des Prosastücklis«.
(PH 25)
- 10 Jochen Greven: Die Geburt des Prosastück aus dem Geist des Theaters. In: Paolo Chiarini / Dieter Zimmermann (Hrsg.): »Immer dicht vor dem Sturze...« Zum Werk Robert Walsers. Frankfurt am Main 1987. 83.
- 11 Robert Walser an Frieda Mermet, 12. Februar 1927. In: Robert Walser: Das Gesamtwerk. Band 12/2. Genf, Hamburg 1971. 292. -- Ob die Erwähnung Ungarns nur eine inhaltsleere Wendung ist oder einen konkreten Grund hat, ist mir unbekannt. Angesichts der erbärmlichen Walser-Rezeption in Ungarn (siehe Anmerkung 3) wäre eine positive Antwort auf diese Frage von besonderer Bedeutung.
- 12 Martin Jürgens: Die späte Prosa Robert Walsers - Ein Krankheitssymptom? In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): Robert Walser. München 31978. 36.
- 13 Martin Jürgens: Die späte Prosa Robert Walsers - Ein Krankheitssymptom? 38.
- 14 Was geht es mich an.
- 15 Walser bezeichnet ihn im Gespräch mit Seelig so: »Mein hochwohlloblicher Chefarzt Dr. Hinrichsen, der sich selber als bedeutender Dichter vorkam«. (S 37)